

Egon Schott

CARDONAS SCHATTEN

Ein
Rifland
Reiseabenteuer



**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.**

In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.

**Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag

Redaktion: Danny Winter

Logo und Umschlaggestaltung: Mario Heyer

Satz: Gero Reimer

Gedruckt in der EU

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-69440-000-4

Hinweis zur KI-Nutzung:

Das Cover und das Deckblatt (Seite 1) dieses Buches wurden mit Unterstützung von künstlicher Intelligenz erstellt.

Tschi-schi ist ein rätselhaftes Indianermädchen, dem Rifland im Inselgewirr des Xingu begegnet. Das junge, außerordentlich hübsche und wohlgestaltete Mädchen spricht überraschenderweise perfekt Englisch. Sie gibt an, ihr Vater wäre ein Weißer.

Combu ist ein noch junger, halbzivilisierter Negerhäuptling aus dem belgischen Kongo und ein treuer Diener Riflands. Seine unfreiwillige Komik wirkt immer wieder erheiternd.

Jack Blaß ist ein Flugzeugführer mit allen Vorzügen und liebenswürdigen Fehlern eines jungen Amerikaners und Riflands Dschungelpilot.

Sapato, mit bürgerlichem Namen José Casissa, begleitet die Expedition als Vormann.

Ronald Howlett, der Bruder von Ellen Garrington (der Gattin des Zeitungskönigs GONG), ist angeblich als Missionar mit seiner Schwester in die Urwälder am Xingu gezogen. Die Expedition ging zugrunde, Howlett wurde von Kingsley gefangen genommen, aber von Rifland befreit.

Barin (Barin-Ring) ist ein aus den Laboratorien Cardonas stammendes Betäubungsmittel, dessen Zusammensetzung der Teufelsprofessor geheim hält und nur für verbrecherische Zwecke einsetzt. Um

dieses Betäubungsmittel unauffällig anwenden zu können, bedienen sich die Helfer Cardonas einer Art Siegelring, der wie Gold aussieht, aber aus einer schmiegsamen Masse besteht. Sobald dieser Ring, der inmitten der Siegelfläche eine Höhlung aufweist, gegen die Nase oder die Oberlippe des ausersehenen Opfers gedrückt wird, zerplatzt eine in die Öffnung eingelegte, linsengroße Kapsel und zerstäubt ihren betäubenden Inhalt. Ein leichter Schlag mit diesem Ring genügt, um einen Menschen innerhalb weniger Sekunden bewusstlos zu machen.

GONG steht für die Anfangsbuchstaben des Namens George Oliver Northing-Garrington. Der *Große GONG*, wie man diese vollendete Persönlichkeit nennt, ist ein souveräner Zeitungskönig, Großbreeder, Besitzer eines ausgedehnten Inselreichs und Eigentümer der schönsten und schnellsten Jacht der Welt, der *Star of Northingham*. Für ihn war die Große Expedition Riflands unterwegs.

Die Jacht des Großen GONG

Die letzte Etappe

Über ein Jahr war vergangen, seit die *Große Expedition* Rio de Janeiro verlassen hatte. Voneinander völlig verschiedene Abschnitte kennzeichneten diesen Zeitraum: Die Fahrt auf See- und Flussdampfern den Rio de la Plata und den Paraguay hinauf bis San Luis de Caceres währte zwei Monate. Die Überquerung der Hochebene des Mato Grosso, der Bau des ersten Flugzeugstützpunkts an der Nordseite des Plateaus und der anschließende Marsch an die Grenze der Urwaldregion, wo das Reich der Indianer beginnt, nahmen vier Wochen in Anspruch. Nach gewissenhaften Vorbereitungen begann dann die große Flussreise durch die Indianerdschungel, die Kanufahrt den Rio Kulisehu abwärts. Zahlreiche heimtückische, brausende Stromschnellen, sogenannte Cachoeiras, mussten entweder watend, die Boote im Schlepp, unter Aufbietung aller Kräfte mühsam überwunden oder in Fahrten auf Leben und Tod durchgestanden werden. Schon die ersten Zusammentreffen mit den Indianern, die nicht immer freundlich gesinnt waren, behinderten den reibungslosen Ablauf und machten immer wieder zeitraubende Verhandlungen und geschicktes Lavieren erforderlich. Die wilden Dschungelstämme der Bakairi, der Aweteté-, der Mehinaku-, der Yaulapiti-, der Trumai- und der Suyu-Indianer stellten uns vor große Herausforderungen. Schließlich drohte

die Große Expedition völlig zu scheitern, als wir zersprengt und zum Teil von den grausamen Kopffägern, den Tasuyapi, gefangen genommen wurden. Am Ende halfen uns jedoch Erfahrung im Dschungel, zweckmäßiges Verhalten und sicheres Auftreten – und wohl auch ein wenig Glück – immer wieder, sodass wir unseren Vorstoß bis zu den geheimnisvollen Huanakuna-Indianern fortsetzen konnten. Diese wurden von einem Weißen geführt und blieben für uns das größte Rätsel.

Großer Materialverschleiß hatte die Schwierigkeiten manchmal ins Ungemessene gesteigert und es waren auch Opfer zu beklagen. Einige Expeditionsteilnehmer und mancher tapfere Camarada¹ büßten im Kampf mit den feindlichen Gewalten ihr Leben ein.

Hatte sich der Aufwand gelohnt und waren die Opfer nicht umsonst gebracht worden? Konnten wir mit dem Ergebnis der Expedition zufrieden sein? Nun, es war uns vieles geglückt. Wir stellten den Frieden am Kulisehu wieder her, klärten an der Cachoeira Sukumacu das Rätsel um die Expedition des Amerikaners Edward Douglas, wir fanden den Stamm der scheuen Rotaugen und entdeckten die wilden Tasuyapi. Die Katastrophe der Maru-Suya, in die wir hineingezogen wurden, konnten wir durch entschlossenes Handeln in erträglichen Grenzen halten. Eine wichtige Aufgabe wurde gelöst: die Errichtung einer zentralen Indianer-Station im Gebiet der freundlich gesinnten Kimuk-omaje. Außerdem gelang es uns, dem Handel

1 Camarada: Diese Bezeichnung hat mit dem Begriff Kamerad nur im übertragenen Sinn zu tun; gemeint ist damit der bezahlte Weggenosse und Helfer.

mit Kopftrophäen am Xingu ein Ende zu setzen und die gefährliche Methangaszone sowie die Todes-Lagunen eindeutig zu bestimmen. Als bedeutsames geografisches Ergebnis konnten wir schließlich allen zukünftigen Expeditionen die lang gesuchte Verbindung zwischen Xingu und Kulisehu bekannt geben.

Unsere Forschungen nach dem Verbleib zweier Expeditionen hatten manches ans Tageslicht gebracht. Von dem Unternehmen Alvez de Monzas, der sich auf die Suche nach der Expedition Garrington begeben hatte, war nun mit ziemlicher Sicherheit davon auszugehen, dass er und seine Begleiter in die Methangaszone geraten waren und ein schreckliches Ende gefunden hatten. Den von uns aufgefundenen Theodoliten hatte ich in Flugetappen nach Rio de Janeiro gesendet und per Funkspruch die Bestätigung erhalten, dass es sich um ein Gerät der Expedition de Monzas handle.

Und die Expedition Ellen Garrington?

Auch deren Tragödie war für uns kein Geheimnis geblieben, wenn auch die Öffentlichkeit nur in groben Umrissen unterrichtet werden konnte. Ellen Garrington, die Gattin des Zeitungskönigs GONG, hatte, so viel war klar, die Urwälder am Xingu nie betreten. Gleichwohl hatte eine Expedition dieses Namens das Xingu-Gebiet aufgesucht. Der Bruder von Miss Garrington, der Missionar Ronald Howlett, wurde als Einziger aufgefunden; die übrigen Mitglieder der Expedition waren zugrunde gegangen. Schließlich fiel auch der Missionar einem Indianerpfel zum Opfer, sodass keiner, der unter dem Zeichen Ellen

Garringtons ausgezogen war, in die Zivilisation zurückkehrte.

So lagen ereignisreiche, von gefährvollen Kämpfen und tausend Entbehrungen erfüllte Monate hinter uns. In den letzten Tagen hatten uns die heftigen Regengüsse und plötzlich auftauchenden Stürme arg zugesetzt. Der Xingu, auf den wir uns verlassen hatten, um an den Amazonas zu gelangen, war zu einem reißenden Strom geworden. Ausgemergelt, müde, abgerissen, verschmutzt und halb verhungert lagerten wir auf einer schmalen Sandbank. Wir wurden von Moskitowolken umschwärmt und von lästigen Ameisen gequält. Sogar Poseidon² konnte sich der kleinen Angreifer kaum erwehren. Immer wieder biss er zornig in sein Fell und gab zähnefletschend seiner Entrüstung Ausdruck.

Um unsere Sachen vor den gefräßigen Insekten zu bewahren, hatten wir alles, was den scharfen Zangen dieser Quälgeister nicht standhält, in unsere Boote gepackt. Die Fahrzeuge waren mit Leinen an tief eingerammten Pflöcken festgemacht und trieben einen Meter vom Ufer entfernt in der Strömung. Um den Ameisen das Überkriechen der Halteseile unmöglich zu machen, hatten wir diese mit einem klebrigen Harz beschmiert.

Wir selbst schützten uns, indem wir kleine Feuer entzündeten und in kurzen Abständen glühend heißen Sand ringsum austreuten.

Der kurzen Dämmerung folgte bald die Nacht. Wir hatten wegen der Ameisen keine Schlafstellen errichten

2 Poseidon: Der Hund Combis, der den Neger schon von Afrika her begleitete; er war kein schönes, doch ein sehr kluges und mit der Wildnis wohl vertrautes Tier, das uns oft unschätzbare Dienste leistete.

können und waren gezwungen, bis zum Morgen herumzusitzen.

Sapato, der erfahrene Kanute und Waldläufer, wusste, wie sehr Trübsal die Widerstandskraft schwächt. Er hatte angefangen, eine haarsträubende Urwaldgeistergeschichte zu erzählen, und Benedicto, sein langjähriger Kumpan, hörte mit aufgesperrtem Mund zu.

Doch aufkommender Wind, der sich binnen kurzem zum Sturm verstärkte, nahm ihm das Wort aus dem Mund, und alle schwiegen bedrückt.

Plötzlich riss uns ein fürchterliches Krachen, Reißen und Bersten, das aus dem Dschungel hinter uns drang, von den Sitzen hoch. Unheimlich brausend schwang es durch die Luft, dann folgte ein ohrenbetäubender Schlag. Wasser wurde hochgeschleudert, und atemberaubend schnell rauschte eine Sturzflut an uns vorbei. Dann wurde es wieder still.

Keiner brachte ein Wort hervor. Jeder von uns wusste, was dies alles bedeutete, und stellte sich die bange Frage: War dieser Schlag unser Todesurteil gewesen?

Was war geschehen?

Der Sturm hatte einen jener Urwaldriesen zum Niederstürzen gebracht, die von schmarotzendem Schlinggewächs seit langem erwürgt worden waren und die die Waldläufer Fracasseiro³ nennen. In der Dunkelheit ließ sich nur ungefähr feststellen, in welche Richtung der astreiche, lianenumschlungene Riese gefallen war. Vielleicht hatte er unsere Boote nur mit Laub überschüttet;

3 Fracasseiro: Siehe Rif-Lex

möglicherweise aber trieben sie bereits stückweise ab, und unser letzter wertvoller Besitz war verloren gegangen.

Endlich löste sich der Schock, und alle schrien durcheinander. Wir fachten das Feuer an, bis eine hell lodernde Flamme ihren Schein über die Sandbank warf. Mit dem Haumesser arbeiteten wir uns zu dem Stamm vor.

„Santa Madonna!“, rief einer der Caboclos.⁴ „Wir sind verloren! Der Fracasseiro hat uns zum Tode verurteilt!“

Der Urwaldriese war auf unsere Boote gestürzt und hatte sie zerschmettert. Nur einzelne Trümmer hingen noch im Geäst.

Die Nacht war so finster, dass wir nicht einmal daran denken konnten, einen Bergungsversuch zu beginnen.

Kurz nach dem Morgengrauen wussten wir, dass tatsächlich alles verloren war. Diese schreckliche Gewissheit brachte Alviro um den Rest seiner Selbstbeherrschung. Er hatte sich schon so sehr nach Hause gesehnt und sein durch einen Pfeilschuss verwundeter Arm hätte fachmännische Behandlung benötigt. Fassungslos begann er zu weinen. Pablo fiel auf die Knie und flehte zu Gott um Hilfe.

Wahrhaftig, ohne Kanu im Urwald, auf einer schmalen Sandbank am Ufer eines reißenden Flusses festgenagelt, das konnte nur das unausbleibliche Ende bedeuten. Acht Dosen Corned Beef, die vor Ameisen nicht geschützt werden mussten, ein Buschmesser, meine Winchester-Büchse, Combis Speer und einige bedeutungslose Utensilien waren die kümmerlichen Reste, die wir noch besaßen.

4 Caboclo: Waldläufer, spanisch-indianischer Mischling

Die übrigen Waffen sowie Munition, Proviant und Ausrüstungsgegenstände schwammen den Fluss hinab oder waren in die Tiefe gesunken.

Um den Gefährten die Ausweglosigkeit unserer Situation nicht allzu sehr vor Augen zu führen, nahm ich Sapato beiseite, um mit ihm zu beratschlagen, was zu unternehmen sei. Wir kamen zu dem Schluss, dass wir einige Tage ausharren müssten, denn es war anzunehmen, dass sich das Flugzeug, das uns leider nun schon zweimal verfehlt hatte, erneut suchen würde.

„Und wenn es nicht kommt?“, fragte Sapato.

„Wir warten drei Tage. Bis dahin wird mir etwas einfallen“, erwiderte ich, obwohl ich überzeugt war, dass die Aussicht darauf sehr gering war. Ich verkündete, dass wir damit rechnen könnten, von dem ausgesandten Flugzeug gefunden zu werden, und dass es keinen Grund gäbe, den Kopf hängen zu lassen. Mir ging es darum, vorerst die Gemüter zu beruhigen, denn es gibt nichts Schlimmeres, als in solchen Situationen den Mut zu verlieren.

Tschi-schi hatte eine Idee. „Warum bauen wir nicht ein Floß, auf dem alle Platz haben? Die Huanakuna verstehen es ausgezeichnet ...“

„Ja, ja“, unterbrach ich sie, „deine Stammesgenossen können Flöße bauen. Doch mit einem Haumesser wird es uns kaum gelingen, die entsprechenden Stämme zu fällen. Deshalb hat auch keiner der erfahrenen Waldläufer diesen Vorschlag gemacht.“

„Was hat sie gesagt?“, fragte Sapato.

„Sie meinte, wir sollten ein Floß bauen.“

Der Waldläufer verschwendete weiterhin kein Wort für diesen Ratschlag, sondern meinte: „Ich glaube nicht, dass die Indianerin in der Wildnis geboren ist. Sie kann genauso schnell Englisch sprechen wie Ihr, Senhor. Neulich hat sie mir gezeigt, wie ein großes Haus, eine Eisenbahn und ein Schiff aussehen. Sie hat alles auf ein Papier gezeichnet, aber wie! Wenn ich so gut zeichnen könnte, wäre ich stolz. Sie ist bestimmt in eine Schule gegangen, aber in eine bessere als ich.“

Für den einfachen Waldläufer war Tshi-schi ein viel zu kultiviertes Wesen, als dass er daran glauben konnte, sie sei noch niemals in der Zivilisation gewesen. „Die hat unter besseren Leuten gelebt als ich“, urteilte der Caboclo abschließend.

„Du irrst dich, Sapato“, sagte ich. „Kingsley, den Tshi-schi ihren Vater nennt, ist Engländer ...“

„Das ist es ja!“, unterbrach mich der Waldläufer. „Senhor Kingsley – ich habe ihn mir gut angesehen – ist bestimmt der Vater Tshi-schis. Diese Indianerin kann nicht im Urwald, sondern nur unter Weißen zur Welt gekommen sein. Sie sieht ja auch ganz anders aus als die Indianerfrauen, von denen wir doch schon Hunderte gesehen haben.“

„Dafür gibt es eine Begründung, mein Freund“, erklärte ich. „Die Huanakuna haben eine besondere Abstammung. Ihre Vorfahren lebten nicht in diesen Wäldern, sondern wahrscheinlich auf dem Hochland von Peru. Was Tshi-schis englische Sprachkenntnisse, Zeichenkunst und andere Fertigkeiten anbelangt, so ist dabei nichts Geheimnisvolles. Ihr sogenannter Vater hat die Indianerin von Kindesbeinen

an nach seinem Geschmack erzogen. Diese Erziehung und das Leben im Dschungel haben bei dem Mädchen Gegensätze hervorgerufen, die das Urteil trüben. Verlass dich darauf: Tshi-schi ist eine reinrassige Huanakuna-Indianerin, die einen guten Lehrer hatte. Sie versteht es zweifellos, ein Haus oder ein Schiff zu zeichnen, obwohl sie beides nie gesehen hat.“

Sapato schien nicht sehr überzeugt zu sein, denn er brummte weiter vor sich hin.

„Was murmelst du da in deinen wilden Bart?“, fragte ich. Der Waldläufer hatte sich, wie wir alle, seit vielen Wochen nicht rasiert, weshalb meine Frage nicht bloße Wortmalerei war.

„Mag sein“, maulte er, „aber sie ist so herrisch und so frech wie die Senhoritas in den großen Städten.“

Ich musste über diesen Vergleich lachen. Damit apostrophierte Sapato das selbstbewusste und sichere Auftreten Tshi-schis, die als zukünftige Herrscherin ihres Stammes von dem närrischen Engländer zu einem *königlichen* Benehmen angehalten worden war. Ich wollte etwas erwidern, doch plötzlich blickte Sapato starr vor sich hin und lief zu dem Ort, an dem der umgestürzte Urwaldriese lag. Er begann herumzusuchen und kam freudestrahlend zurück. In der Hand hielt er seine Gummischuhe.

Aufatmend sagte er: „Santa Madonna, wenn mir die verloren gegangen wären!“ Dann schlüpfte er in die alten, vertretenen Galoschen.

„Ist denn heute Sonntag?“, fragte ich.

„Ja, aber es wäre der erste Sonntag seit Jahren gewesen, an dem ich ...“

Er hielt inne. Ihm schien eingefallen zu sein, dass wir uns über seine Gummischuhe lustig zu machen pflegten. Seine Hingabe an die alten Galoschen hatte ihm auch den Namen *Sapato* eingetragen. Er ließ es sich nicht nehmen, die Dinger zu feierlichen Anlässen und unbedingt jeden Sonntag anzuziehen. Wenn im Urwald niemand wusste, dass nun wieder einmal Sonntag war, Sapato vergaß diesen Tag niemals. An seinen Gummischuhen konnten wir erkennen, dass wieder eine Woche um war.

Alviro begann auch gleich zu witzeln und die anderen wollten nicht nachstehen. Die schwierige Lage, in der wir uns befanden, schien auf einmal um einiges leichter.

Einen originellen Beitrag steuerte Benedicto bei, der viel Sinn für Humor hatte. Er hielt den Zweig eines Dornenstrauchs in der Hand, den er gerade abgebrochen hatte. Dieser war ungefähr so lang wie ein Bleistift und lief an seinem dünnen Ende in eine vierfache Verästelung aus, wodurch er einer Gabel ähnlich sah. Der Zweig war über und über mit vergleichsweise langen, nadelspitzen Dornen bewehrt. Benedicto drückte seine Nase dicht an die Stacheln und zählte sie angestrengt murmelnd.

„Senhor“, fragte er schließlich, „wie viele Tage werden wir noch brauchen, bis wir zu Hause sind?“

„Wer kann das wissen?“

„Sag mir eine Zahl, so ungefähr“, bat der Caboclo.

„Nun, nehmen wir an, wenn alles gut geht, werden es dreißig Tage sein.“

„Está bem! Es ist gut!“, bedankte er sich und brach seinem Zweig einige Dornen ab.

„Was machst du da?“, fragte Pablo.

„Ich habe einige Tage entfernt.“

„Bei dir stimmt’s nicht ganz! Wie kannst du Tage verschwinden lassen? Was ist das denn, was du in der Hand hältst?“

„Este ramo e um ramo da saudade. – Dieses Ästchen ist der Zweig der Sehnsucht. Jedes Mal, wenn wir einen Tag hinter uns haben, breche ich einen Dorn ab, und jedes Mal musst du mir sagen, wie viele Tage wir noch brauchen, bis wir zu Hause sind.“

„Wie soll ich das wissen?“, staunte Pablo.

„Indem du die Dornen zählst. Jetzt sind es dreißig. Merk dir das.“

„Ich habe einen schlechten Kopf, ich behalte nichts.“

„Du wirst dein Köpfchen nicht anstrengen müssen, du merkst es dir anders“, sagte Benedicto listig und fragte dann eindringlich: „Wie viele sind es?“

Pablo zuckte mit den Achseln und wandte sich ab. Dies nutzend, drückte Benedicto seinem Kameraden mit einer blitzschnellen Bewegung den Zweig an die nur notdürftig verhüllte Kehrseite. Pablo schnellte zur Seite und griff aufjaulend nach jener Stelle, an der er die Dornen gespürt hatte.

„Du bist verrückt!“, rief er. „Du kannst dir deine dreißig Dornen selber ...“

„Aha!“, unterbrach ihn Benedicto. „Jetzt weißt du, wie viele es sind. Morgen frage ich dich wieder! Aber du hast einen schönen Trost: Sie werden mit jedem Tag weniger.“

„Das ist eine glänzende Idee“, sagte ich zu Benedicto. „Es müssen aber alle mittun, und jeden Tag wirst du eine andere Person fragen.“

„Auch euch, Senhor?“

„Aber gewiss! Es gibt keine Ausnahme.“

„Habt ihr gehört?“, rief Benedicto. „Unser Patrão⁵ tut auch mit.“

Und dann ging er mit Feuereifer daran, seinen stacheligen, einprägsamen Kalender unter die Leute zu bringen. Liome, der sich abseits befunden hatte und noch nichts wusste, erging es ähnlich wie Pablo. Bald erschollen ringsum empörte Rufe, begleitet von rauem Gelächter.

Die Waldläufer liebten derartigen Ulk, und ich unterstützte sie dabei, wo ich konnte, denn gute Stimmung ist auf so beschwerlichen Reisen von größter Wichtigkeit. Sie zu pflegen, gehört zu den vornehmsten Aufgaben eines Expeditionsführers.

Plötzlich hörten wir Poseidon Laut geben und, was er selten tat, hinterher winseln. Er hatte sich die ganze Zeit im Geäst des gestürzten Urwaldriesen zu schaffen gemacht. Nun stand er auf dem dichten Geäst, äugte und schnupperte, und gab uns zu verstehen, dass er eine Entdeckung gemacht hatte.

Benedicto verstaute augenblicklich seinen Dornenzweig und eilte als Erster zu jener Stelle. Der Caboclo schlug die Hände zusammen und rief: „Da haben wir unseren Braten! Er liegt im Wasser und schaut mich

5 Patrão: Ein sehr häufig verwendeter Sammelausdruck mit der Bedeutung Herr, Chef, Gebieter, Arbeitgeber.

an.“ Benedictos Ankündigung hatte uns alle neugierig gemacht.

Als wir einzutreten, gewahrten wir den Kopf und den Oberkörper eines Kapuzineraffen. Der Körper des Tieres lag unbeweglich halb im Wasser und war von wirrem Schlinggewächs an einen Ast gefesselt. Ängstlich und hilfesuchend waren die klugen Augen auf uns gerichtet.

„Hol ihn raus“, sagte Pablo. „Diese Biester schmecken zwar nicht sehr gut, doch in der Not frisst der Teufel auch Kapuziner!“

„Ich werde mich hüten“, entgegnete Benedicto. „Das ist sicherlich ein Männchen, die beißen besonders wütend.“

„Da hast du die Machete“, sagte Pablo und reichte ihm den Buschsäbel.

Da riss Tshi-schi dem Caboclo die Machete aus der Hand und schwang sie voller Zorn über seinem Kopf.

„Schau, wie er uns ansieht“, sagte sie zu mir und wies auf das Äffchen. „Du darfst nicht zulassen, dass er erschlagen wird. Ich werde ihn herausholen.“

„Ich glaube wohl, dass du mit Affen umzugehen verstehst“, erwiderte ich, „doch lass es lieber Sapato machen, er ist ein Meister auf diesem Gebiet.“

Der Capataz⁶ hatte mich bereits auf drei Expeditionen begleitet. Besonders, wenn ich Tieraufnahmen machen oder auf Tierfang gehen wollte, nahm ich seine Dienste gerne in Anspruch. So hatten wir beide reiche Erfahrungen gesammelt und uns von den Indianern mancherlei Künste der Behandlung und Zähmung von Tieren angeeignet.

6 Capataz: Partieführer, Vorarbeiter

Sapato machte dem Kapuzineraffen zunächst einmal begreiflich, dass er der Stärkere war, denn im Affenreich galt das Gesetz: Der Stärkere hat die Macht. Sapato hielt den Finger nahe an das Maul des Kapuziners. Dieser flitschte die Zähne und wollte zubeißen. Ein Klaps auf den Kopf belehrte ihn, dass dies üble Folgen haben könne. Sapato wiederholte das Spiel einige Male, dann hielt er dem Affen die Blätter eines zarten Palmsprösslings vor die Nase. Natürlich nahm das Tier kein Futter aus der Hand des Menschen, aber es verstand die Geste. So folgten mehrmals Zuckerbrot und Peitsche aufeinander, bis aus dem Blick des Kapuziners zu erkennen war, dass er sich unterwarf. Nun begann Sapato, ihn zu streicheln. Er löste langsam die Umschlingung, holte das ermattete und fröstelnde Tier aus dem Wasser, drückte es sanft an seine Brust und wärmte es mit seinen Händen.

Wasser ist für Affen ein schreckliches Element, denn es bedeutet für sie nicht nur nass, sondern auch kalt. Die Befreiung aus dem feindlichen Nass und die schützenden Hände Sapatos taten dem Tier so wohl, dass es gar nicht den Versuch unternahm, sich zur Wehr zu setzen oder zu flüchten.

Unausgesetzt flüsterte Sapato das Wort *Duadi*.⁷ Dieses stammte aus der Tasuyapi-Sprache und der Capataz pflegte es wegen seines Wohlklangs bei jeder Gelegenheit als beruhigenden Zuruf zu verwenden. Als der Kapuziner dann in ein Halstuch gehüllt wie ein Baby von Tschi-schi

7 Duadi: gut, ein Wort aus der Tasuyapi-Sprache

herumgetragen wurde, war augenscheinlich, dass er Vertrauen gefasst hatte.

„Duadi ist sehr dankbar“, sagte Tshi-schi. Damit hatte der Affe auch seinen Namen bekommen.

Allerdings durften wir ihn vorläufig noch nicht vollkommen frei herumlaufen lassen. Wir fanden einen dünnen Riemen, der Duadi eine Zeitlang zwang, in unserer Gesellschaft zu bleiben. Er versuchte nie, diese Fessel durchzubeißen, und war mit seinem derzeitigen Los zufrieden.

Duadi wurde sofort der erklärte Liebling aller, besonders aber freundete er sich mit Poseidon von Minute zu Minute mehr an. Auch dem Hund schien sein neuer vierhändiger Spielgefährte Freude zu bereiten.

Duadi, der ungefähr die Größe einer Hauskatze hatte, schmiegte sich gerne in das wärmende Fell Poseidons. Er erkannte auch, dass er hier einen Beschützer gefunden hatte, der ihm an Kräften weit überlegen war. Er benahm sich Poseidon gegenüber wie ein Affenkind seiner Mutter: Er sprang ihm auf den Rücken, krallte sich mit seinen vier Händen fest und winselte kläglich, wenn sein großer Freund davonsprang und er durch den Riemen, den Sapato ihm um Hals und Brust geschlungen und vorsorglich an einem Pflock befestigt hatte, grausam herabgerissen wurde.

Affen verbringen ihre Jugend auf dem Rücken der Mutter, die sich mit ihrer kleinen Last von Baum zu Baum schwingt, ohne befürchten zu müssen, dass der Sprössling, der wie angewachsen fest sitzt, den Halt verlieren könnte. So war Duadi wieder zum Baby geworden, und wir konnten ihn bald von seiner Fessel befreien.

Diese kleine Episode mit dem Kapuzineraffen darf deswegen nicht unerwähnt bleiben, weil dem Tier in einem späteren Geschehnis eine besondere Rolle zufiel.

Leider kehrte, nachdem uns für eine Weile das drollige Benehmen Duadis aufgeheitert hatte, schon am zweiten Tag die gedrückte Stimmung zurück. Als ich feststellen musste, dass alle der Meinung waren, das Flugzeug würde nie kommen, sagte ich: „Es sieht schlimm genug aus, aber wir haben noch eine Hoffnung: Ich erinnere mich an eine Eintragung in der Kartenskizze Howletts, in der er den allerletzten Vorposten der Zivilisation erwähnt. Es handelt sich um eine breite Bucht am Xingu, in der einige Seringueiros⁸ leben. Ich glaube, dass wir von dieser Station kaum mehr als fünfzig bis siebzig Kilometer entfernt sind. Wenn es nicht anders geht, schwimme ich auf einem Toli⁹ zu den Gummisammlern hinab.“

Combu sprang auf. „Rifla, du hast eine ganz groß gute Idee“, rief er. „Du kannst gut schwimmen, aber ich ...“

„... ja, ich weiß, du schwimmst zehnmal besser als ich.“

Das war keine Übertreibung. Combu war, wie schon oft gesagt, der beste Schwimmer, den ich je gesehen hatte. Er wurde in dieser Hinsicht von jedermann bewundert.

Die Geschwindigkeit des strömenden Wassers schätzte ich auf mindestens acht Kilometer pro Stunde. Wenn der Körper entsprechend eingefettet war und man auf einer gutgebauten Schwimunterlage lag, konnte der Neger die Strecke, Rasten eingerechnet, in zwei Tagen bewältigen.

8 Seringueiro: Kautschuksammler

9 Toli: Aus Ästen und dünnen Baumstämmen rasch hergestellte, floßartige Schwimunterlage für einen Mann.

Wenn die Station inzwischen jedoch wieder verlassen worden war, gab es für Combu kein Zurück mehr.

Wir besaßen jetzt nur noch fünf Dosen Corned Beef. Zwei davon sollten Combu mitbekommen. Auch an vieles andere war noch zu denken. So wurden ihm drei in Bast gewickelte und mit Harz umhüllte Streichhölzer mit einer Reibfläche mitgegeben. Die Harzkugel wurde an einem Bastfaden befestigt, den sich Combu um den Hals hängte.

Die Caboclos machten sich sogleich auf die Suche nach einer Pflanze, einer Agavenart, deren Mark sehr fetthaltig ist. Nach einer Stunde brachten sie einige der prallen Stängel und fleischigen Blätter, pressten alles aus, vermengten den fetten Saft mit lehmiger Erde und beschmierten Combu mit diesem Gemisch am ganzen Körper. Auch das Toli, das besonders gewissenhaft angefertigt wurde, war fertiggestellt.

Der Neger reichte jedem die Hand, lachte lustig und tat, als handle es sich um eine Vergnügungsfahrt, die ihm bevorstünde. Er band sich seinen Speer am Rücken fest, stieg ins Wasser, legte seine breite Brust auf das Toli, stieß ab und schwamm den Fluss hinunter.

Und nun geschah, was für Combu vielleicht selbstverständlich war, woran wir aber alle nicht gedacht hatten. Kaum war der Neger im Wasser, sprang ihm Poseidon nach. Das wäre noch kein Unglück gewesen, denn der Hund war wie sein Herr in diesem Element zu Hause. Ich hatte ihm deshalb den Namen Poseidon gegeben. Doch auf dem Rücken des Hundes saß Duadi. Nun schwamm Poseidon mit dem Kapuzineraffen auf dem Rücken hin-

ter Combu her. Wir mussten Duadi verloren geben, denn es hätte wenig genützt, den Schwimmer zurückzurufen. Selbst wenn es möglich gewesen wäre, gegen die starke Strömung anzuschwimmen, hätte Combu viel zu viel Kraft und Zeit verloren.

„Wenn auch der Hund durchhalten sollte“, meinte Sapato, „der Affe wird bestimmt zugrunde gehen.“

„Auch der Hund ist verloren“, behauptete Benedicto. „Ein Mensch auf einem Toli kann, wenn es gut geht, vielleicht noch durchkommen. Hingegen ...“

„Lass gut sein“, unterbrach ich ihn. „Was den Hund betrifft, so ist Poseidon wie sein Herr im Wasser zu Hause. Hoffen wir, dass Combu Glück hat und das Ziel erreicht.“

Combu, der rasch davongetrieben war, wendete sich einmal um, um nach Poseidon zu sehen, und winkte uns zu. Wir sahen ihm lange nach, bis sein Kopf in der Mitte des Stroms, weitab von uns, wie ein kleiner schwarzer Punkt verschwand.

*

Ich saß vor den restlichen drei Dosen Corned Beef und überlegte, wie groß – oder besser gesagt: wie klein – die Rationen sein sollten, die am Nachmittag zu verteilen waren. Da hörte ich Tshi-schi. Sie stand am Waldrand, blickte in das Pflanzengewirr hinein und rief uns zu, dass sie einen Ameisenbären sehe.

Benedicto sprang auf und suchte nach der Machete. „Den muss ich haben“, rief er. „Wir werden ihn braten.“

„Wer soll dieses scheußliche Vieh essen?“, fragte Pablo.
„Was verstehst du schon davon“, erwiderte Benedicto.
„Der Rüssel und die Schenkel, richtig gebraten, schmecken ausgezeichnet. Aber man darf ihn nicht schießen, man muss ihn erschlagen.“

„Warum das?“, fragte ich.

„Wenn ihn eine Kugel trifft“, belehrte mich der Caboclo, „erschrickt der Tamandua und dann fährt ihm die Ameisensäure ins Blut, was schlecht ist.“

„Und wenn du ihn mit einem Prügel umbringst, wird er sich freuen, meinst du?“, fragte ich.

„Lasst mich nur“, sagte Benedicto, der inzwischen den Buschsäbel gefunden hatte. Er lief zum Waldrand und zwängte sich durch das Unterholz. Wir folgten ihm.

Wir waren überrascht, im verfilzten Dschungel eine Lichtung zu sehen. Der Ameisenbär, der uns sicherlich schon gehört hatte, ließ sich jedoch nicht stören. Er hatte mit seinen scharfen Krallen die Wand eines Termitenhügels eingerissen und seine peitschenförmige Zunge in das Insektengewirr hineingeschleudert.

Ameisenbären erreichen die Größe eines Schäferhundes und sind nicht sonderlich scheu, als wäre ihnen bewusst, dass sie niemandem schaden, sondern nur Nützliches tun. Erst wenn man sich ihnen zu sehr nähert, flüchten sie in gemächlichem Trab. Bei Gefahr richten sie sich jedoch nach Bärenart auf und empfangen den Angreifer mit den krallenbewehrten Pfoten.

Benedicto überquerte die Lichtung, den Buschsäbel hoch erhoben, um das Tier zu überraschen.

Lichtungen im Urwald sind selten. Meist zeigen sie an, dass sich dort mooriger, also weicher oder sonst wie kranker Boden befindet.

Benedicto ließ sich nicht abhalten. Er rannte weiter, obwohl er zeitweise bis zu den Knöcheln im Morast versank. Der vertrauensselige Ameisenbär, der nun doch überumpelt war, stellte sich auf die Hinterbeine und nahm Kampfstellung ein.

Der Termitenhügel, an dem sich der Tamandua gütlich tat, stand auf einer trockenen Bodenerhebung; ringsherum wucherte Sumpfgas. Als der Caboclo nahe genug heran war, schwang er das Haumesser und führte den ersten Hieb aus. Er traf den Ameisenbären an der Schulter, plumpste dann aber selbst in den Morast hinein. Das gereizte Tier, das nur leicht verletzt war, ging nun zum Angriff über. Die scharfen, dolchartigen Krallen eines Tamandua sind nicht ungefährlich.

Ich holte meine Büchse und erlegte den Ameisenbären mit einem Schuss. Benedicto hatte jedoch bereits eine tiefe Risswunde am Rücken davongetragen.

„Das war eine unsinnige Dummheit“, sagte Pablo, als er gemeinsam mit Sapato den erlegten Tamandua zur Sandbank schleifte. Schließlich einigten wir uns, einen Versuch zu machen und die von Benedicto angegebenen Fleischteile zu braten.

Kaum drehten sich ein Schinken und zwei Vorderfüße am Spieß, verbreitete sich ein derart penetranter Geruch, dass sich die Caboclos beim Braten in Intervallen von zehn Minuten ablösen mussten. Trotzdem harrten wir aus